

Gespräche

Autor(en): **Ror, Angela**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 16

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755218>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gespräche

VON ANGELA ROR

In einer Moskauer Straßenbahn hatten sich die Fahrgäste derart günstig verteilt, daß es fast aussah, als wäre sie nicht überfüllt; hier und da gelang es sogar einem, sich zu schneuzen.

Es ist ein besonderes Vergnügen, das wendige Wesen eines Kontrolleurs zu beobachten, der sich in einem solchen Wagen gleich einer Schraube weiterbewegt. Er gehört übrigens nicht zu den großen Schrecken des Lebens, denn schlimmstenfalls muß man eben drei Rubel Strafe bezahlen, wenn man ohne Fahrschein angetroffen wird, und erst in Ermangelung des Geldes zur Polizei mitkommen. Ob dieser, nur in großen Zeiträumen Auftauchende ein Mann oder eine Frau ist, macht weiter keinen Unterschied aus, denn er besitzt weder eine Uniform, noch ein so deutliches Abzeichen, daß er sofort für alle erkennbar wäre. Eine Flucht vor ihm ist ganz ausgeschlossen, denn der Kontrolleur kommt von vorne her, dort, wo man auszusteigen hat, in den Wagen und hat so flinke Augen, daß auch nicht ein Mensch heimlich entschlüpfen kann. Seine Stimme ist auch nicht lauter als notwendig, um sich mit den Zunächststehenden zu verständigen: «Bürger, Ihren Fahrschein! Bürgerin, Ihren

Fahrschein!» Meistens ist aber auch dies nicht nötig, denn jeder versucht auch ohne Aufforderung den Fahrschein irgendwo hervorzuholen. Es gibt Meister des Fahrens, die mit einem Ruck aus einem Aermelumschlag das Papierchen hervorholen, aber es gibt auch umständliche Menschen, die dem Kontolleur die Beweise aller ehemaligen Fahrten für die eine anbieten.

Eine sitzende Frau behauptet, daß ihr Mann, dort hinten beim Eingang (und sie würde die dazugehörige Bewegung machen, wenn sie es nur könnte) ihren Schein habe.

«Leicht gesagt, der da hinten, welcher ist es denn?» wird sie gefragt.

«Die hohe, graue Pelzmütze können Sie doch sehen, nicht?»

Ja, man konnte sie sehen, denn sie gehörte einem ziemlich großen Manne.

Der Kontrolleur steht nun vor dem Manne, der ihm bereitwilligst seinen Fahrschein hinhält, in Gedanken scheinbar mit ganz anderen Dingen beschäftigt.

«Und den Fahrschein für Ihre Frau, wie ist es damit?»

«Welche Frau, was geht mich die Frau an?»

«So, Sie kennen also die Frau nicht? He, Bürgerin, welcher ist eigentlich Ihr Mann?»

Eine nicht vorgesehene Bewegung entsteht, die manchem einen Seufzer, ein lautes Wort, erpreßt. Die Menschen versuchen einerseits die Bürgerin, die sich mit vieler Mühe bis zu dem Manne durcharbeitet, zu sehen, und andererseits auch den Mann zu mustern, den man in solcher Weise mißbrauchen wollte.

«Also, jetzt sagen Sie endlich genau, welcher ist Ihr Mann?»

Die Frau zeigt auf die hohe, graue Pelzmütze, nickt nach ihr hin, gibt sogar mit den Augen Zeichen, die auf ein wirkliches Einverständnis schließen lassen.

Die Stimme des Mannes ist unbewegt und ohne jegliche Frische:

«Lassen Sie mich mit dieser Frau zufrieden! Ich kenne sie nicht und will sie nicht kennen!»

Ein Aufschrei läßt alle zusammenschrecken:

«Mitja, du kennst mich nicht? Bist du wahnsinnig geworden? Du kennst deine Frau nicht?»

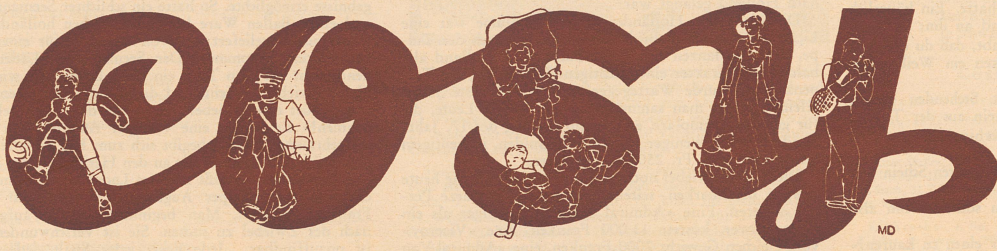
Die Frau schreit nicht nur, sie weint bereits laut schluchzend auf, so daß alle von ihr abrücken, soweit es in dieser Enge nur immer geht.

Jetzt werden aber auch schon Stimmen hörbar, die nicht anstehen, die Frau zu überschreien, die sich auf jeden Fall Gehör verschaffen wollen:

«Ach, schau einer an, eine solche Frechheit, hängt sich an einen fremden Mann, um nicht zu bezahlen!»

«Was für Menschen es doch heutzutage gibt», krächzt eine Frau, «noch ziemlich jung und schon keine Kopeke wert!»

«Dem Gericht müßte man solche Weiber übergeben, das ist Sabotage!»



Man ahnt es . . . sie alle tragen COSY - Unterkleider

Neurasthenie

Nervenschwäche der Männer, verbunden mit Funktionsstörungen und Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom Standpunkte des Spezialarztes ohne wertlose Gewaltmittel zu verhüten und zu heilen. Wertvoller Ratgeber für jung und alt, für gesund und schon erkrankt, illustr., neu bearbeitet unter Berücksichtigung der modernsten Gesichtspunkte. Gegen Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen von Dr. med. Hausherr, Verlag Silvana, Herisau 472



Pflegen Sie Ihre **weißen Wildleder-Schuhe** mit

WOLY-NUBUCK-WHITE

Dieses Präparat entfernt mühelos sämtliche Flecken und gibt den Schuhen einen schneeweißen, striementfreien Anstrich. Färbt keineswegs ab.



WOLY-DECKWEISS reinigt ebenfalls vorzüglich und färbt die Schuhe blendend weiß. Eignet sich speziell für **glatte**, weiße Mattleder-Schuhe.

Woly-Dekweiß ist auch als Auffrischungsmittel für weiße Glanzleder-Schuhe sehr geschätzt.

Erhältlich in Schuh- und Lederhandlungen.

A. Sutter, Fabrik von Schuhpflegemitteln, Oberhofen (Thurgau)



Eine-wie die andere

gleichmässige Qualität
gleichmässiger Brand
gleichmässiges Aroma

kennzeichnen die rassic-feine **Pedroni!**



Alleinfabrikant für die echte Pedroni: S. A. Rodolfo Pedroni, Chiasso

«Auf unsere Kosten wollte sie fahren, ein feines Frauenzimmer, sicher arbeitet sie auch nicht!»

«Nun, warte nur, das wird man dir bei der Paßausgabe anrechnen, kannst dir dann Moskau von hinten besehen!»

Der Lärm ist inzwischen so groß geworden, daß die Schaffnerin in der Verwirrung die Leine zieht und den Wagen zum Stehen bringt. Der Kontrolleur, der die ganze Zeit über vergessen hatte, seines Amtes zu walten, rafft sich plötzlich auf:

«Also Bürgerin! Das sind ja schöne Geschichten, hm, drei Rubel Strafe und dann herunter mit Ihnen!»

Die Frau, unaufhörlich weinend, versuchte vergeblich mit ihren in dicken wollenen Handschuhen steckenden Händen die Scheine aus der Geldtasche zu befreien. Jemand neben ihr, der diese Ungeschicklichkeit nicht länger mit ansehen konnte, gab ihr den guten Rat, doch die Handschuhe auszuziehen. Sie tut es merkwürdigerweise sogleich, folgsam, und zahlt das Geld, indem sie kein Auge von der hohen Pelzmütze läßt, die ihrerseits nur die gefrorene Fensterscheibe beachtenswert findet.

Endlich ist die Frau aus dem Wagen gedrängt, dort, wo man gewöhnlich nicht aussteigen darf, die Schaffnerin klingelt, und der Wagen sucht durch Geschwindigkeit die verlorene Zeit einzuholen, was nicht ohne Getrüttel und Geschleuder abgeht.

Man darf aber nicht meinen, daß nun dem Gerechtigkeitsgefühl dieser Menschen Genüge getan wäre. Selbst jene, die in Anwesenheit der Frau geschwiegen hatten, weil sie anscheinend zuviel mit Schauen beschäftigt waren, begannen jetzt ihre Meinung über diesen Fall laut werden zu lassen. Seltsam war nur das eine, und das fiel den Menschen auch auf, daß der am meisten Beteiligte, der Mann in der hohen, grauen Pelzmütze, so wenig zu diesem Ereignis zu sagen hatte. Ein bäuerlich Aussehender wendete sich mitfühlend an ihn:

«Da hast du aber mal Glück gehabt, daß du die Alte losgeworden bist! Für zehn Kopeken ein Weib, nein, das steht nicht dafür!»

Zur Ueberraschung der zunächst Stehenden nimmt nun die «Pelzmütze» einen Fahrschein aus der Tasche: «Zehn Kopeken kann man immerhin zahlen, da ist der Fahrschein!»

«Wie», schreit eine Frau, «Sie hatten ihren Schein und haben nichts davon gesagt?»

«Ich habe ihn ja gekauft, warum sollte ich ihn also nicht haben?»

«Wie kommen Sie denn dazu, ihr einen zu kaufen?»

«Nun», sagte der Mann etwas verlegen, «wie man eben seiner Frau einen kaufen kann!»

«Seine Frau! Plötzlich ist sie seine Frau!» schreit einer dem anderen zu.

Die Lage des Mannes ist nicht angenehm, er versteht, daß er sich rechtfertigen muß, und deshalb beginnt er auch mit einer etwas kurzatmigen Rede:

«Ich habe ihr heute schon den ganzen Tag gesagt, daß ich allein fahren werde. Aber, das hat sie nicht verstehen wollen. Ich habe sie aufmerksam gemacht, ich habe sie

sogar gewarnt. Du wirst keine Freude davon haben, habe ich ihr gesagt. Ich habe mein Wort gehalten. Sie kann sich nicht beklagen. Mit mir kann man nicht spielen, das hat sie jetzt wohl begriffen. Spielen, nein, das kann ich ihr nicht erlauben!»

Viele lachen, und das sind meistens Männer, die ein ganz verändertes schlaues Aussehen bekommen haben; die Frauen hingegen tragen ein durchaus verbittertes und verkniffenes Gesicht.

Die Blume der Holländer

VON MAX HAYEK

Die Weltgeschichte verzeichnet nicht oft, daß ein ganzes Volk von der Liebe zu einer Blume ergriffen wurde. Sie verzeichnet es eigentlich nur einmal, ein einziges Mal, und sie nennt das Volk der Holländer als das Volk der Tulpomanie, das Volk der leidenschaftlichen, ja phantastischen Vorliebe für die schlanke Frühlingsblume mit dem schneelichten oder purpurnen oder bunten Kelch, die, in Japan wie in Mittelasien, am Kaspischen Meer wie in der Krim, in Süd- und Mitteleuropa daheim, in der Türkei längst in vielen Varietäten gezogen, von dort um 1554 nach Westeuropa, um 1559 nach Holland gelangt war.

Die Liebe der Holländer zu dieser Blume war eine Liebe auf den ersten Blick. Das Begehren nach der Tulpe, das Anpflanzen der Tulpe nahmen in Holland alsbald den Charakter einer richtigen Tollheit an, die Tulpenzweibel wurde Wartegenstand, schätzbarste Sache, Kleinod sogar, man sammelte sie und es gab Leute, die für gewisse Exemplare, es war am Anfang des 17. Jahrhunderts, nicht weniger als 100 000 Gulden, in heutigem Gelde also etwa Fr. 250 000 bezahlten.

Die Tulpenzweibel notierte einst in Holland wie heute gewisse Briefmarken, seltene Steine oder schwarze Perlen notieren. Eine «Admiral Liefken», weniger als ein Gran schwer, kostete 11 000 Franken, eine «Viceroy» vom gleichen Gewicht 7000 Franken, eine «Admiral Van der Eyck» 1150 Franken. Die Zwiebel der Zwiebeln war aber die «Semper Augustus», die etwa ein halbes

Gran wog und mit 13 000 Franken bezahlt wurde. Nun ja, von dieser Wunderzwiebel gab es in Holland nur zwei Exemplare, eines in Amsterdam, das andere in Haarlem. Man bot für das Haarlemer Exemplar den Ertrag von 122 Morgen Landes, und bot ihn vergeblich. Für das Amsterdamer Exemplar bezahlte man 11 500 Franken und gab einen neuen Wagen, zwei graue Schimmel und ein komplettes Pferdegeschirr dazu. Die Liebe zur Tulpenzweibel war damals eben der kollektive Wahnsinn eines ganzen Volkes und es versteht sich, daß eine solche Verfassung der Menschen die seltsamsten Ergebnisse ermöglichte. So hatte ein schlichter Seemann einmal einen Ballen Ware bei einem reichen holländischen Kaufmann abgeliefert und von diesem dafür einen feinen Hering bekommen. Der Seemann, im Laden stehend, sieht auf dem Tisch ein Ding liegen, das wie eine kleine Zwiebel aussieht, und denkt sich: «Zu einem Hering gehört eine Zwiebel! Ich werde diese Zwiebel mitnehmen!» Er schiebt eine «Semper Augustus» in seine vielgebrauchte Tasche, begibt sich zum Kai hinunter und macht sich nach einer Weile an den Hering mit der Zwiebel. Inzwischen vermisst man im Laden des Kaufmannes die kostbare «Semper Augustus». Sie war auf 7500 Franken geschätzt. Man beginnt eifrig, ja aufgeregt, nach der Zwiebel zu suchen. Sie ist verschwunden. Sie ist unauffindbar. Jede Ecke, jeder Spalt, jede Ritze werden durchforscht — diese «Semper Augustus» hat sich verflüchtigt. Endlich erinnert man sich des Matrosen.

Behrmann/Bosshard

Seit fünfzig Jahren für Qualität bekannt.

Vor fünf Jahrzehnten wurde unsere Fabrik gegründet Ihre

Worum ist
Yala Tricotwäsche
so gut?

Wir begnügen uns nicht mit „eben-
foguten“ Rohstoffen, sondern ver-
wenden grundsätzlich das Beste.

Wir erfetzen eine gute Maschine oh-
ne Bedenken, wenn eine neue gebaut
wird, die bessere Arbeit liefert.

Wir achten peinlich darauf, kein feh-
lerhaftes oder nicht ganz tadelloses
Stück aus dem Haus zu lassen.

FABRIKANTEN: JAKOB LAIB & CO. AMRISWIL
Seit fünfzig Jahren für Qualität bekannt.

Diesem Geschäftsgrundsatz, dem seit 1885
nachgelebt wird, verdanken unsere Erzeug-
nisse ihren hohen Qualitätsstand und ihren
guten Ruf.

Gründer, die Brüder Laib,
waren einfache, graddenken-
de Männer mit einem ausge-
prägten Sinn für's Solide.
„Hondwar werd dänn bi üs
öppe nöd fabriziert“ hieß es.
Und diesem Grundsatz sind
wir treu geblieben. Der sicht-
barste Beweis dafür ist unsere
Marke Yala, die wir vor zwölf
Jahren geschaffen haben, und
die für alle Damen zum
Inbegriff der guten Qualitäts-
Tricotwäsche geworden ist.



Unsere diesjährige Jubiläums-Kollek-
tion ist der beste Beweis unserer
Leistungsfähigkeit. Die aparten Neu-
heiten werden Ihnen in den meisten
guten Geschäften vorgelegt.

FABRIKANTEN: JAKOB LAIB & CO. AMRISWIL
Seit fünfzig Jahren für Qualität bekannt.



Yala
Tricotwäsche
der Inbegriff
der
Qualität
★